

wohnen extra

Die Mieterzeitschrift – April 2011

Wohnen & Visionen

THEMA

Neue Ideen in der
Genossenschaftsszene

INTERVIEW

Wie wohnen wir morgen?

PORTRÄTS

Visionäre Köpfe

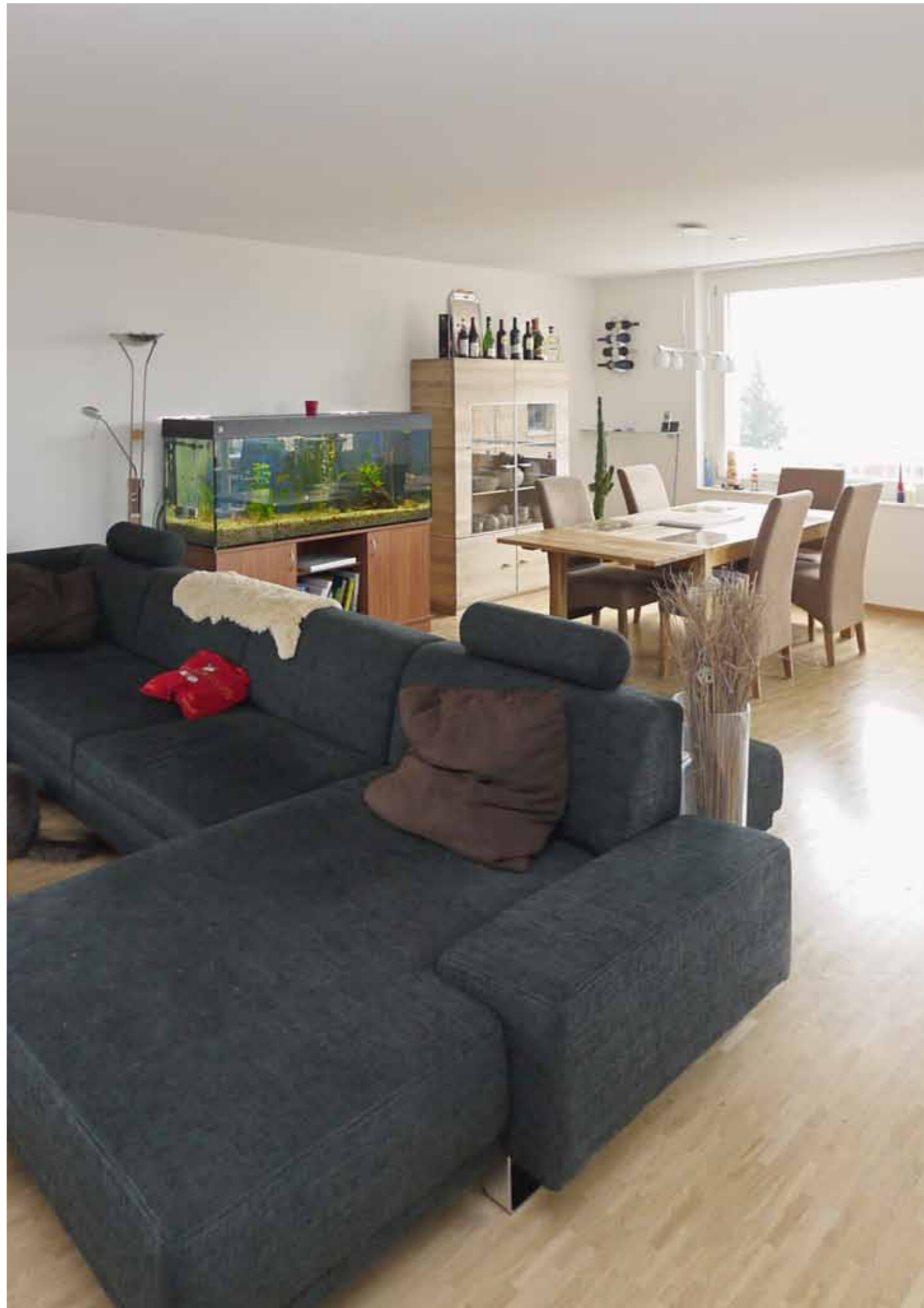


Foto: Martin Bichsel

Gewobag, Viereinhalbzimmerwohnung, Siedlung Staudenbühl, Zürich Seebach



Die verrücktesten Ideen hatten wir beim Brainstorming. Dafür sind Visionen ja da. Wie könnten diese beim Wohnen aussehen? An ganz kühne Architektur dachten wir, an die höchsten Hochhäuser, die schrillste Einrichtung, die totale technische Vernetzung. Science-Fiction eben.

Wir haben uns angeschaut, welche neuen Ideen in der Genossenschaftsszene diskutiert, geplant und ausprobiert werden. Und haben ganz anderes, aber nicht minder Visionäres gefunden. Was, soll erst ab Seite 4 verraten werden. Nur soviel: Die neuen Ideen sind eigentlich ganz alte. Zu diesem Schluss kommen auch Fachleute, die sich mit der Zukunft beschäftigen. Zum Beispiel die Trendforscherin Karin Frick: «Die Innovationen werden im Sozialen geschehen, nicht in der Architektur», ist sie überzeugt. Oder Kultautor P. M., der sich mit seiner Vision vom «Neustart Schweiz» überlegt, wie es mit unserer Gesellschaft weitergehen könnte. Und dabei auf ganz archaische Strukturen zurückkommt (Seite 10).

Genossenschaften, sagt P.M. übrigens, seien für diesen Neustart am besten aufgestellt. Die Zeit scheint also reif für ein Revival der ursprünglichen Genossenschaftsidee. Denn diese war vor hundert Jahren wirklich revolutionär. Werfen wir also einen Blick zurück in diese aufregende Zeit und auf die Visionen der Genossenschaftspioniere (14).

Doch keine Sorge, ein bisschen verrückte Architektur bekommen Sie dennoch zu sehen (Seite 18). Und wer zumindest in den eigenen vier Wänden Lust hat auf ein bisschen frischen Wind, für den haben wir natürlich auch in dieser Ausgabe wieder einige Tipps vorbereitet (Seite 19).

Wir wünschen Ihnen einen schönen Frühling voller guter Ideen.

Rebecca Omoregie, Redaktorin

4 Thema

Wie Genossenschaften an neuen Visionen tüfteln.

8 Interview

Wie wir künftig wohnen werden.
Gespräch mit der Trendforscherin Karin Frick.

10 Porträt

P. M.: Der Kultautor erfindet die Schweiz neu.

12 Porträt

Futurafrosch: Zwei junge Frauen bringen frischen Wind in die Architekturszene.

14 Thema

Die Visionen der Genossenschaftspioniere.

17 Kolumne

Der Satiriker Hans Suter über Überraschungen in der Nachbarschaft.

18 Tipps & Tricks

Neue Ideen für die Wohnung und Rat vom Rechtsexperten.

20 Rätsel

IMPRESSUM

wohnenextra
Die Mieterzeitschrift

Ausgabe April 2011

Herausgeber: Schweizerischer Verband für Wohnungswesen SVW/ASH
Bucheggstrasse 109, 8042 Zürich, www.svw.ch

Redaktionelle Verantwortung:
Rebecca Omoregie
www.svw.ch/wohnen,
wohnen@svw.ch

Konzeption, Layout, Druckvorstufe:
Partner & Partner AG, www.partner-partner.ch

Druck: Zollikofer AG, St.Gallen

GENOSSENSCHAFTEN ENTDECKEN ALTE IDEEN NEU

Vorhang auf für neue Visionen

TEXT: REBECCA OMOREGIE

Sie leben in einer spirituellen Gemeinschaft, planen ein Haus für Jung und Alt oder wollen die Siedlung der Zukunft bauen: *wohnenextra* hat sich die neusten Ideen der Genossenschafts-szene angeschaut.

Sie sitzen in der Lobby des ehemaligen Kurhauses, das den Glanz längst vergangener Tage ausstrahlt. Die Frühlingssonne scheint auf die verblichenen Sessel, die im Kreis aufgestellt sind, und die Besucher erzählen, weshalb sie heute hier sind. Die meisten sind irgendwie auf der Suche. Zum Beispiel Petra, die auch schon im Friedenscamp in Portugal und in einer anthroposophischen Gemeinschaft lebte. Oder Christian, der, wie er leise sagt, schon seit einigen Jahren auf der Suche nach einer Gemeinschaft ist. Oder Simone und Andy, die an ihrem jetzigen Wohnort und Lebensmodell in der Kleinfamilie eigentlich nichts mehr hält. Andere sind wie ich einfach neugierig auf die Gemeinschaft der Genossenschaft Ökodorf Sennrüti. Hier, im idyllischen Degersheim (SG), hat eine Gruppe von 28 (bald werden es 29 sein, erzählt Bettina, die die Besucher durchs Haus führt) Erwachsenen und 28 Kindern ihre Vision vom anderen Leben verwirklicht.

Achtsamkeit für Mensch und Natur

Vor fünf Jahren, erinnert sich René, war da eine Gruppe von jungen Familien, die daran dachte, zusammenzuwohnen, gemeinsam

ein Haus zu kaufen. Darunter war René's älteste Tochter. Zufällig hatten die Eltern, die immer wieder wochen- und monateweise in einer Gemeinschaft in Schottland gelebt hatten, ähnliche Pläne, «Ich merkte», erzählt René in seinem charmanten holländischen Akzent, «dass ich es sehr bereichernd fand, mit Menschen zusammenzuleben, die ein Interesse daran haben, persönlich zu wachsen.» In der Schweiz etwas Ähnliches aufbauen? Da waren er und seine Partnerin Mieke dabei.

Eine Kommune, betont René, war aber nie die Idee. «Wir wussten ja aus eigener Erfahrung, dass es wichtig ist, sich auch zurückziehen zu können.» In einem ausführlichen Fragebogen ermittelten sie die Bedürfnisse jedes einzelnen. Ihre Vision hielten sie schriftlich fest: «Wir leben, wohnen und arbeiten in einer ganzheitlichen Lebensgemeinschaft mit einer nachhaltigen Sozialstruktur, verbunden durch gemeinsame ökologische, soziale, kulturelle und wirtschaftliche Werte. Wir pflegen eine weltoffene, gastfreundliche und friedliche Gemeinschaftskultur, welche die Unterschiedlichkeit des Einzelnen wertschätzt und zu Selbstverantwortung und persönlicher



Erweckt ein altes Kurhaus zu neuem Leben: Gemeinschaft Ökodorf Sennrüti.

Entfaltung ermutigt. Wir entwickeln gemeinsam ein waches Bewusstsein und eine liebevolle Achtsamkeit für unsere Mitmenschen und die Natur.»

Ökologisches Vorzeigeprojekt

Doch zunächst galt es, ein Grundstück zu finden. Die Gruppe war mit Behörden im Emmental und im Luzernischen in Kontakt, dachte anfangs daran, ein neues Dorf zu bauen. Auf das ehemalige Kurhaus in Degersheim stiess sie zufällig. Das Haus war jahrelang leergestanden, beherbergte 90 kleine Gästezimmer und stand auf einem sonnigen, grünen Areal von 1200 Hektaren. Die Gemeinschaft, mittlerweile 18 Erwachsene, gründete eine Genossenschaft und unterschrieb im Sommer 2009 den Kaufvertrag. Die ehemalige Besitzerin überliess ihnen die sanierungsbedürftige Liegenschaft, verlangte «nur» 4,6 Millionen für das Grundstück.

Das Bundesamt für Wohnungswesen unterstützte das einzigartige Projekt mit einem Darlehen von einer Million Franken, die Mitglieder steuerten je 50 000 Franken Anteilskapital bei. Und begannen, das alte Kurhaus

Stück für Stück umzubauen. Jeweils zwei, drei oder vier der kleinen Gästezimmer legten sie zu Wohnungen zusammen. Und vor allem isolierten sie das alte Haus rundum, ersetzten die Fenster durch minergietaugliche Dreifachgläser. Damit, verkündet René stolz, werden sie den Energiebedarf um vier Fünftel senken können. Künftig soll das ganze Haus mit Solarkollektoren und einer Wärmepumpe beheizt werden. Eine Photovoltaik- und eine Regenwasseranlage sind ebenfalls in Planung.

Konsens ist zwingend

Drei bis vier Wohnungen sind noch frei. Etwa zehn Leute, schätzt René, kann die Gemeinschaft maximal noch aufnehmen. Wer sich interessiert – und das tun viele – soll die Gemeinschaft erst einmal kennen lernen. An Besuchstagen wie heute werden Interessenten durchs Haus geführt. Wer will, kann auch an einem der monatlichen Aktionstage im Haus oder Garten mitarbeiten. Es folgt eine Schnupperphase von mehreren Monaten. Wer sich dann für die Gemeinschaft entscheidet, muss von der ganzen Gruppe akzeptiert werden.

Überhaupt, betont Bettina, wird immer im Konsens entschieden. «Abstimmen tun wir eigentlich nie.» Dies geschieht auch gerne einmal in der Meditation, im «Attunement». Spiritualität ist ein wichtiger Pfeiler der Gemeinschaft. Manche treffen sich regelmässig zum Meditieren oder zum Taizé-Singen. Ein Muss ist dies aber ebenso wenig wie die anderen Gemeinschaftsanlässe wie Mittagstische oder Jahreszeitenfeste. «Es gibt manche, die sieht man nicht viel», beobachtet René. Da ist man tolerant. Und doch macht Bettina klar: «Wir wollen nicht einfach nur nette Nachbarn haben und ab und zu ein Gläschen Wein zusammen trinken.»

Traumland oder Herausforderung?

So arbeiten zum Beispiel alle in mindestens einer der 15(!) Arbeitsgruppen mit, die das Leben in der Gemeinschaft organisieren. Was diese von einer guten Nachbarschaft unterscheidet, ist auch für die Mitglieder schwierig zu beschreiben. «Diese intensive Nähe zu so vielen Leuten, das habe ich noch nie so erlebt», versucht es Bettina. Auch Mieke sagt: «Ich finde es schön, dass so viele verschiedene Menschen da sind und dass ich

mit jedem etwas anfangen kann.» Den Anspruch, jeden zu akzeptieren und zu respektieren, haben die Mitglieder in ihren «Common Grounds» explizit formuliert.

Dass das nicht immer einfach ist, räumen sie erstaunlich offen ein. «Ich dachte, ich ziehe in ein Traumland», erinnert sich Bettina. Sie ist katholische Theologin in Degersheim – «das würde man hier auch nicht erwarten, gell» – und hatte schon länger mit dem Gedanken an eine Gemeinschaft geliebäugelt. «Ich wollte aber nicht irgendwo suchen, dazu gefiel es mir zu gut in Degersheim. Die Gemeinschaft sollte zu mir kommen. Was sie auch prompt getan hat.» Das Traumland erwies sich dann aber auch als Prüfstein. «Ich hatte eine Krise, als ich merkte, dass ich nicht mit 28 Menschen eng befreundet sein kann, dass sich nicht alle gleich sympathisch sind.» «Unsere Regeln sind sehr anspruchsvoll», bestätigt René. Auch er musste lernen, Grenzen zu setzen. Und Bettina sagt lachend: «Ich war noch nie so froh über meine Wohnungstüre.»

Die Bevölkerung in einem Haus

Auch anderswo wird darüber nachgedacht, wie man nachhaltiger wohnen könnte. Eine Herausforderung, die sich für die Zukunft stellt, ist zweifellos die demographische Ent-

wicklung. Wie werden wir wohnen, wenn es immer mehr alte und immer ältere Menschen gibt? Wohnangebote fürs Alter – von der Hausgemeinschaft bis zur Seniorenresidenz – boomen zwar. Doch alle diese Lösungen laufen letztlich auf eine Separierung der älteren Menschen hinaus. Genau das will die Gesewo (Genossenschaft für selbstverwaltetes Wohnen) in Winterthur nicht. Sie plant ein in der Schweiz bisher einzigartiges Mehrgenerationenhaus, wo Jung und Alt miteinander leben und sich gegenseitig unterstützen sollen.

«Ich war noch nie so froh über meine Wohnungstüre!»

Die skizzierten Ideen klingen verlockend: Auf dem Gelände einer ehemaligen Giesserei in Oberwinterthur soll eine visionäre Siedlung mit 160 Wohnungen sowie Gewerberäumen entstehen. Das Raumangebot wird mit Zwei- bis Sechszimmerwohnungen sowie Grosswohnungen mit sieben bis zwölf Zimmern, Pflege- und Behindertenwohnungen, Ateliers und Gästezimmern allen Lebensphasen gerecht. Die Gesewo möchte das

gesamte Altersspektrum in ihrer Siedlung vertreten sehen – im Idealfall gemäss der demografischen Bevölkerungsstruktur in der Schweiz.

Jung und Alt

Denn so, und das ist der Kerngedanke des Projekts, können die Generationen voneinander lernen: Kinder profitieren vom Wissen mehrerer Bezugspersonen verschiedenen Alters – wie früher in der Grossfamilie. Ältere Personen können eine Lernwerkstatt oder Aufgabenhilfe anbieten. Dafür nehmen sie vielleicht Hilfe bei Reparaturen, Computerproblemen oder ähnlich in Anspruch. So soll ein generationenübergreifendes Netzwerk entstehen, in dem jede und jeder seine Fähigkeiten und Ressourcen einbringen kann. Geplant sind neben der freiwilligen Dienstleistungsbörse auch semiprofessionelle und professionelle Services oder eine Seniorenakademie.

Noch diesen Frühling möchte die Gesewo mit dem Bau beginnen. In verschiedenen Arbeitsgruppen und Workshops sind die Mitglieder des Vereins «Giesserei» eifrig daran, das Leben im Mehrgenerationenhaus zu planen. Doch wie will die Genossenschaft sicherstellen, dass die utopisch anmutenden Ideen sich tatsächlich so umsetzen lassen?



Will Jung und Alt zusammenbringen: Mehrgenerationenhaus der Gesewo in Winterthur.



Foto: Verein Mehrgenerationenhaus

Visualisierung: Gallit & Rudolf Architekten



Foto: Baugenossenschaft «mehr als wohnen»

Modellbild: Nikolas Lilli, pool Architekten

Plant das Quartier der Zukunft: Baugenossenschaft «mehr als wohnen».

«Unser Projekt ist ein Experiment», räumt Projektleiter Jürg Altwegg ein. Derzeit, beobachtet er, seien die Mitglieder sehr engagiert. Ob sich diese Energie über Jahrzehnte aufrechterhalten lasse, werde sich zeigen. «Wir versuchen aber, dies mit entsprechenden Strukturen so weit wie möglich zu unterstützen.»

Vision und Wirklichkeit

In zwei Jahren sollen die ersten Mieter in die Giesserei einziehen. Bereits ist ein Drittel der Wohnungen reserviert. Mit einer gezielten Vermietungspraxis möchte die Gesewo die geplante Durchmischung gewährleisten. Derzeit, erklärt Jürg Altwegg, seien bei den Mietinteressenten alle Jahrgänge und Lebensphasen gut vertreten, mit einem leichten Überhang der 45- bis 65-Jährigen. Menschen zwischen zwanzig und dreissig, ist er überzeugt, planen nicht so lange voraus und werden sich erst kurzfristig melden. Bei der Erstvergabe sei der Mix schwieriger zu steuern; da müsse man vielleicht gewisse Kompromisse eingehen, um Leerstände zu vermeiden.

Erst dann wird man sehen, wie sich das Zusammenleben der Generationen gestaltet und ob sich die erhofften Synergieeffekte einstellen. Die Erfahrungen der Gemeinschaft in Degersheim zumindest stimmen optimistisch. Sie zeigen, dass es durchaus möglich ist, anspruchsvolle soziale Visionen in die

Wirklichkeit umzusetzen. Nur: Projekte wie dieses, die aus dem Kreis Betroffener entstehen und neue Mitglieder handverlesen auswählen, haben es sicher leichter, ihre Ideen zu verwirklichen. Wenn die Vision, wie in Winterthur, von oben kommt, ist die Landung im Alltag schwieriger. Dafür hat sie vielleicht bessere Chancen, über die Gründergeneration hinaus Bestand zu haben.

«Unser Projekt ist ein Experiment.»

Leuchtturm-Projekt

Lässt sich eine Vision für mehr als 1000 Menschen überhaupt auf dem Reissbrett entwerfen? Nun, genau dies versucht man in Zürich derzeit. Über 50 gemeinnützige Bauträger haben sich zur Baugenossenschaft «mehr als wohnen» zusammengeschlossen und planen in einem Entwicklungsgebiet in Zürich Nord ein zukunftsweisendes Quartier mit gegen 500 Wohnungen und Gewerberaum (*wohnen* hatte berichtet, siehe Ausgabe 11/2010 und Seite 12 in diesem Heft).

Das Projekt will die Ideen der 2000-Watt-Gesellschaft sowie neue Wohnformen erproben und auch sonst in jeder Hinsicht neue Standards setzen. Ein europaweiter «Leuchtturm des Wohnens» soll die Siedlung werden. Wenn irgendwo neue Visionen entwi-

ckelt werden, dann hier. Die Genossenschaft will ausloten, was an neuen Ideen vorhanden ist, lud Unternehmen ein, ihre Innovationen vorzustellen. Auch auf der sozialen Ebene hat sie sehr ehrgeizige Ziele. In einem aufwändigen Partizipationsprozess tüfteln Interessierte daran herum, wie das Leben im neuen Quartier aussehen soll.

Zurück in die Zukunft

Ob in der ländlichen spirituellen Gemeinschaft, dem Mehrgenerationenhaus oder im grossen urbanen Quartier: Es fällt auf, dass die Visionen hier wie da auf ähnliche und eigentlich sehr traditionelle Werte hinauslaufen. Nichts von revolutionärer Architektur, totaler Vernetzung, dem intelligenten Haus. Sind den Genossenschaften die Ideen ausgegangen? Das täuscht. Denn die sozialen Überlegungen sind gepaart mit neusten technischen Errungenschaften – sofern sie der Ökologie dienen. Man will nicht zurück in die Vergangenheit, sondern nachhaltiger in die Zukunft.

Mehr zu den erwähnten Projekten:
www.ökodorf.ch
www.mehrgenerationenhaus.ch
www.mehralsohnen.ch

GESPRÄCH MIT DER TRENDFORSCHERIN KARIN FRICK

«Der Mensch ist ein Höhlenbewohner»

INTERVIEW UND FOTO: LISA MAIRE

Wie werden wir in Zukunft wohnen? Karin Frick vom Gottlieb Duttweiler Institut erklärt, wie man Trends findet und weshalb es die grossen Würfe nicht in der Architektur geben wird.



*Die Ökonomin **Karin Frick** leitet den Bereich Research am Gottlieb Duttweiler Institut in Rüschlikon. Sie erforscht und interpretiert Trends und Gegentrends in Wirtschaft, Gesellschaft und Konsum. www.gdi.ch

wohnenextra: Frau Frick, wie arbeiten eigentlich Trendforscher?

Karin Frick: Wer wissen will, wie es weitergeht, sollte zuerst einmal wissen, wo er sich befindet. Wir beobachten und analysieren die gegenwärtigen Märkte und das Kundenverhalten und entwerfen Hypothesen über zukünftige Entwicklungen. Unser Interesse gilt besonders den längerfristigen, branchen- und länderübergreifenden Trends. Wenn wir einen neuen Trend identifiziert haben, suchen wir nach Indizien, die diesen bestätigen oder widerlegen. Um ein möglichst umfassendes Bild zu erhalten, diskutieren wir auch mit vielen Experten, werten Kommentare in Social Media – Blogs, Facebook, Twitter – aus und führen Befragungen durch.

Ihre laufende Wohnstudie basiert aber auf einer anderen Untersuchungsmethode.

Ja – es handelt sich um ein Pilotprojekt mit anthropologischem Ansatz. Das heisst, wir befragen die Leute nicht, sondern gehen zu ihnen nach Hause und schauen ihnen ein wenig beim Wohnen zu. Wir besuchen sechzehn Haushalte unterschiedlicher Zusammensetzung und führen persönliche Gesprä-

che mit den Bewohnerinnen und Bewohnern. Zusätzlich wollen wir Bildmaterial aus einem Fotowettbewerb zum Thema Wohnstil auswerten. Die Teilnehmer sollen dabei ihre individuellen Lieblingsplätze in der Wohnung fotografieren**.

Sich individuell inszenieren: Ist das ein Trend?

Individualisierung ist sicher ein Megatrend. Interessant ist aber, dass es zur Lust, speziell zu sein, auch einen starken Gegen-trend gibt: die Lust, dazuzugehören. Das sieht man vor allem an der Entwicklung der Social Media. Von der Dynamik her hat dieses Bedürfnis nach Vernetzung, nach Zugehörigkeit zu einer Gruppe, fast mehr Bedeutung. Wir wollen zwar nicht zur Masse gehören, aber wir wollen auch nicht alleine oder exotisch sein.

Überträgt sich dieser Zugehörigkeitswunsch aufs Wohnen?

Unbedingt. Menschen sehnen sich wieder stärker nach Nachbarschaft, nach gemeinschaftlicheren Wohnformen – vielleicht gerade deshalb, weil die wenigsten heute in dörflichen Gemeinschaften mit entsprechenden sozialen Regeln aufwachsen. Gemein-

schaftliches Wohnen wird einerseits romantisiert und andererseits als sozial, ökonomisch und ökologisch nachhaltige Wohnform erkannt.

Dann liegen Wohnbaugenossenschaften also im Trend?

Absolut. Die Genossenschaften haben ja im Kern den Gemeinschaftsgedanken, das Vernetzte. Gemeinsame Interessen zu haben, gemeinsam nach Lösungen zu suchen, ist sehr aktuell, wie der Erfolg der neuen virtuellen Gemeinschaften zeigt. Genossenschaften können von diesem «Drive» von aussen profitieren.

Gleichzeitig ist bekannt, dass der Anteil der Einpersonenhaushalte wächst. Wie geht das mit dem Wunsch nach mehr Nähe zusammen?

Menschen sind halt paradox. Sie sind Individualisten und sehnen sich gleichzeitig nach Gemeinschaft. Ihr Lebensstil wird zunehmend urbaner, gleichzeitig wächst ihre Sehnsucht nach unberührter Natur. Sie werden mobiler und flexibler, gleichzeitig aber auch sesshafter.

Wie beeinflussen demografische Trends das Wohnen?

Obwohl der Anteil der älteren Bevölkerung wächst, geht der Trend nicht in Richtung Seniorenresidenz, sondern zu «alterslosen» Angeboten, das heisst zu nutzungsneutralen, anpassungsfähigen Wohnungen. Parallel dazu werden technische Einrichtungen und externe Dienstleistungen zur Optimierung von Versorgung und Sicherheit in der Wohnung wichtiger.

Wird Wohnen bei all diesen Entwicklungen nun wichtiger oder weniger wichtig?

Beides. Einerseits wird alles – ob Arbeit oder Freizeit – unverbindlicher und flexibler. Wir sind überall vernetzt mit dem, was uns wichtig und lieb ist. Gerade aufgrund der zunehmenden Mobilität wird die Wohnung aber wichtig als Rückzugsort zum Auftanken. Durch die schnelle Entwicklung des Umfelds wächst das Gefühl der Fremdbestimmung. Deshalb soll das Zuhause ein Freiraum sein, ein Ort, wo einem niemand reinredet. Das starke Bedürfnis nach Privatheit steht sicher auch im Zusammenhang mit der zunehmenden Transparenz unseres Lebens generell. Das betrifft auch den Immo-

biemarkt: Häuser, Pläne und Infrastrukturen sind im Netz präsent, sind ortbar, einsehbar, kontrollierbar.

Also geht die moderne Architektur mit viel Glas und offenen Strukturen am Bedürfnis der Menschen vorbei?

Wieder eine widersprüchliche Angelegenheit. Das Helle, das Loftige gilt als modern, ästhetisch, cool. Aber der Mensch ist eigentlich ein Höhlenbewohner geblieben; in Glaspalästen fühlt er sich nicht richtig wohl. Wohnen orientiert sich mehr an der Tradition als am Trend. Vertreter der Immobilienbranche bestätigen uns immer wieder, dass grosse Fensterfronten sehr schnell verhüllt, auf den Balkonen Pflanzen als Sichtschutz aufgestellt werden. Man will viel Licht, aber man will nicht ausgestellt sein. Auch innerhalb der Familien- oder Paarwohnung sind private Zonen wichtig. Man muss auch einmal die Türe hinter sich zumachen können.

Und wie entwickelt sich der Wohnstil?

Insgesamt wird Wohnen introvertierter: Das eigene Wohlbefinden kommt zuerst, das Vorzeigen ist zweitrangig. Unsere neue ethnografische Studie zeigt zudem, dass Menschen stark an Kleinteiligem und Persönli-

chem hängen. Das kann eine Vase, ein Bild, ein alter Stuhl sein. Wohnmagazine und Möbelkataloge dienen zwar der Inspiration, aber die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Stilgruppe ist kein Thema. Einrichtungen sollen von Stil und Farbe her möglichst neutral oder modular sein, damit man sie persönlich inszenieren und ausbauen kann. Es kauft kaum mehr jemand fertige Wohnzimmerelemente. Auch neue Unterhaltungstechnik wie etwa das Heimkino hat keinen hohen Stellenwert; man überlegt sich eher, wie man die Technik verbergen kann.

Gibt es denn noch ganz neue Visionen für das Wohnen?

Was Architektur und Raumkonzepte betrifft, wird es immer wieder Veränderungen geben, aber wohl keine grundlegenden. Ein Potential besteht hingegen bei den sozialen Innovationen – dort sehen wir durchaus Spielraum. Auch für neue hybride Formen zwischen Eigentum und Genossenschaft sehen wir eine Entwicklung, ebenso wie für vermehrte Verbindungen zwischen Immobilie und Service.

**www.meinlieblingsplatz.ch



PORTRÄT: VISIONÄRE KÖPFE (1)

Nachbarschaften bauen

TEXT: PAULA LANFRANCONI/FOTO: OLIVER LANG

Der Zürcher Kultautor P. M. macht sich seit langem Gedanken darüber, wie unsere Gesellschaft auch noch funktionieren könnte. Jetzt hat er seine Ideen neu auf den Punkt gebracht: Nachbarschaften bauen statt Wohnungen.

ZUR PERSON

Der anonyme Kultautor P. M. (die häufigsten Initialen im Schweizer Telefonbuch) wurde 1983 durch seine anarchistische und antikapitalistische soziale Utopie «bolo'bolo» bekannt. Das von ihm 1995 mitgegründete KraftWerk1 gilt als Modell für öko-soziale Stadtkommunen. Sein neuestes Werk, «Neustart Schweiz. So geht es weiter» ist 2010 bei Edition Zeitpunkt erschienen. www.neustartschweiz.ch

Man war ein wenig nervös vor diesem Gespräch. Wie sollte man ein Porträt schreiben über einen, von dem man nur Initialen kennt und der nichts über sein Leben erzählen will, wie er angekündigt hatte? Als Treffpunkt einigte man sich auf die Brasserie Bernoulli in Zürich West.

Pragmatiker statt Visionär

Und dann kommt er. Typus Mittelschullehrer, anfang Sechzig, Intellektuellenbrille, braunes Cordsakko, schwarzes Hemd. Er wohne gleich nebenan, verrät er, gut gelaunt. In der Genossenschaft KraftWerk1. Einige seiner Freunde leben hier, man hatte sich bei Hausbesetzungen kennen gelernt – Stauffacher, Bäcki, Kaserne. Irgendwann sagten sie sich: «Leere Häuser besetzen ist schon recht, aber man kommt nicht weiter.» So entstand Anfang der 1990er Jahre die ökosoziale Stadtkommune KraftWerk1. «Es war», sagt P. M., «eine Form der progressiven Resignation: Wenn schon keine richtige Revolution, dann wenigstens ein praktikables System.»

Als Visionär sieht er sich nicht. Pragmatiker gefällt ihm besser. Er ist im Thurgau aufgewachsen, Sohn eines Bähnlers. Als Bub konnte er Traktor fahren, hatte aber sonst nichts mit Landwirtschaft oder Ökologie im Sinn. Er studiert Philologie, Französisch, Englisch. Seine Doktorarbeit handelt von mittelalterlichen Epen. Er wird Lehrer. Eine Unikarriere will er nicht: «Das Klima war mir zu kompetitiv, man muss sich dauernd gegen jemanden profilieren.»

Mikro-Agro statt Grossverteiler

Ihn interessiert das Miteinander mehr. Er reist viel, studiert alternative Gesellschaftssysteme und realisiert immer mehr, dass der

Norden auf Pump lebt. Dem Konzept des ökologischen Fussabdrucks steht er skeptisch gegenüber. «Der Öko-Held, der kein Auto hat und nicht mehr fliegt, schafft es allein nicht, umweltgerecht zu leben, dafür ist schon die infrastrukturelle Grundlast in der Schweiz zu hoch.» Umweltgerecht und sozial verträglicher leben, so die Hauptthese in P. M.s jüngstem Werk «Neustart Schweiz.», kann man nur in so genannten Nachbarschaften von 500 bis 700 Leuten, die eng kooperieren und Synergien nutzen.

Mit dem Sich-Breit-Machen wäre es dann vorbei: Statt wie heute mit durchschnittlich fünfzig Quadratmeter Wohnfläche hätte jeder mit fünfunddreissig Quadratmeter auszukommen. Gekocht wird in einer Gemeinschaftsküche. Die gewonnene Fläche dient als Gemüsedepot, denn Lebensmittel holt man nicht mehr individuell beim Grossverteiler – sie werden regional und günstiger vom Bauern produziert, für jede «Nachbarschaft» per Kleinlastler angeliefert und von den Bewohnern, die jeden Monat drei Stunden Gratisarbeit leisten, verarbeitet. Dieses so genannte Mikro-Agro ist, zusammen mit einer Beiz, das funktionale und soziale Herzstück jeder «Nachbarschaft».

Nachbarschaft und Landwirtschaft

Das kann durchaus Spass machen. Just die Woche zuvor, erzählt P. M., waren KraftWerk1-Leute auf dem Hof ihres Vertragslandwirtes und leisteten dort Freiwilligenarbeit: «Zum Rhythmus einer Rockband gruben siebzig Leute in zwei Stunden eine halbe Hektare Fläche um. Danach gab's Freibier und Gegrilltes.» Damit, so die «Neustart»-Idee, würde der Nachbarschaftsgedanke aktiviert und mit der Landwirtschaft zusam-

mengebracht, «dem anderen kritischen Sektor unserer Gesellschaft».

Utopisch? Nein, umgesetzte 2000-Watt-Gesellschaft, kontert P. M. Allerdings, relativiert er, könne man von den Leuten nicht erwarten, dass sie sich hinsetzen und die bisherige Ansammlung von Häusern in echte Nachbarschaften verwandeln. «Da muss die Politik aktiv werden und statt Wohnungen Nachbarschaften bauen.» In Zürich, schätzt P. M., wäre Platz für etwa 700 Nachbarschaften. Baugenossenschaften wären dafür am besten aufgestellt.

Der Vordenker ist überrascht, wie viele Profis sein «Neustart» angezogen hat – Fachhochschulen, Architekten und Agronomen berechnen Synergieeffekte und tauschen sich über Facebook aus; bereits gibt es den Verein Neustart. P. M. schaut mit «optimistischer Skepsis» zu. Nachbarschaften lägen in der Luft, auch bei der Revolution in Ägypten hätten sie eine Rolle gespielt. Zum Abschied lässt er lustvoll eine Portion Provokation aufblitzen. «In zehn Jahren sind die Banken weg, dann wird es genug Leute geben, die Zeit haben zum Gemüse pflanzen.»



PORTRÄT: VISIONÄRE KÖPFE (2)

Ideen sammeln

TEXT: REBECCA OMOREGIE/FOTO: SABINE VÖLLM

Die Architektinnen Sabine Frei und Kornelia Gysel arbeiten nicht nur an Räumen, sondern vor allem an Ideen. Und bringen damit frischen Wind in die Architekturszene.

ZUR PERSON

Die Architektinnen **Kornelia Gysel** (rechts) und **Sabine Frei** (beide 36) gründeten 2007 das Architekturbüro und die Ideenplattform «Futurafrosch». 2007 gewannen sie den Ideenwettbewerb der Stadt Zürich «Wie wohnen wir morgen?», 2009 mit ihrem städtebaulichen Vorschlag (gemeinsam mit Duplex Architekten) den Architekturwettbewerb zum Ausnahmeprojekt «mehr als wohnen». www.futurafrosch.org

Dieser Name. Kornelia Gysel und Sabine Frei schauen sich an und lachen. Wie es genau dazu kam, dass sie ihr Büro «Futurafrosch» nennen, darauf, ähm, möchten sie hier nicht genauer eingehen. Schon stellt man sich irgendeine bierselige Geschichte vor, da kommt doch eine ganz professionelle Antwort: «Es hat uns schon immer interessiert, einerseits einen weiten Blickwinkel zu haben und andererseits sehr genau hinzuschauen.» Im Visier haben sie also sowohl die Zukunft als auch das Kleine, ganz Konkrete. Das, sagt Kornelia (wir trinken zusammen Kaffee und sind gleich beim Du), sei natürlich mit einem Augenzwinkern zu verstehen.

Spass und Seriosität

Dieses Augenzwinkern ist typisch für die junge Firma, die sich nicht nur als Architekturbüro versteht, sondern auch als «Plattform der Ideenproduktion». Sei dies in kühnen, oft aus Film und Literatur entlehnten Arbeitstiteln oder den Projekten, die sie sich ausdenken: Immer blitzt eine Prise Humor durch – etwas, was sie in ihrer Branche, wo sehr viel von wirtschaftlichen Rahmenbedingungen diktiert wird, manchmal vermissen. Was nicht heisst, dass sie ihre Arbeit nicht ernst nehmen. «Sarkasmus und Ironie sind in diesem Business fehl am Platz», betont Kornelia fast vehement.

Das Ideensammeln haben sie in den 15 Jahren, in denen sie zusammenarbeiten, zur Perfektion getrieben. Ob im Studium, neben ihren Anstellungen als Architektinnen oder heute im eigenen Unternehmen: Neben der Auftragsarbeit stellen sie sich immer auch selbst Aufgaben. Zum Beispiel die Idee mit den Stadtprothesen: Sie trafen sich an einem Abend, schwärmten aus in die Stadt, auf der Suche nach Räumen, die eine «Prothese» brauchen. Mit leuchtenden Klebestreifen verwandelten sie Strassenschilder in freund-

liche «Beschützer», Drahtgitter in Blütenranken. Solche Instant-Projekte sehen sie als eine Art Training, wollen damit ihre Haltung schärfen, Inspiration finden.

Ideenschmiede

Am monatlichen Stammtisch diskutiert das Duo nicht über Büropendenzen, sondern über neue Ideen. Und woher nehmen sie diese? «Wir entwickeln sehr viel im Gespräch. Deshalb sagen die Leute auch immer, wir schwatzen so viel», lacht Sabine. Und sie sammeln, was ihnen zwischen die Finger kommt. Nicht (nur) aus der Architektur, sondern aus Kunst, Film, Musik, Literatur, Beobachtungen im Alltag oder sogar direkt auf der Strasse. Wie die halbe Gitarre, die Kornelia gefunden hat und die nun an der Wand lehnt. Vielleicht bleibt sie Dekoration, vielleicht wird sie irgendwann einmal ein Thema.

Der Ideenwettbewerb «Wie wohnen wir morgen?», den die Stadt Zürich 2007 ausgeschrieben, kam ihrer Arbeitsweise deshalb sehr entgegen. «Was macht Lebensqualität in der Stadt aus?», fragten sie sich, und pinnten alles, was ihnen dazu einfiel, an die Wand. Bis diese voll war mit kleinen Elementen und es sich fast aufdrängte, daraus ein Nachschlagewerk zu machen. So entstand der «Kodex zur Qualitätssicherung im zukünftigen Wohnungsbau».

Sprungbrett

Dieser Wettbewerbsbeitrag sollte sich als Sprungbrett herausstellen und die jungen Architektinnen zu Shootingstars machen, die heute eines der bedeutendsten Zürcher Wohnprojekte der nächsten Jahre planen. Denn das clevere kleine Büchlein überzeugte die Jury, und als Siegerin des Ideenwettbewerbs qualifizierte sich Futurafrosch für einen noch viel grösseren Wettbewerb: Es galt, Vorschläge zu machen für die visionäre

Siedlung «mehr als wohnen» in Zürich Nord, an der über 50 Zürcher Baugenossenschaften beteiligt sind (siehe auch Seite 7). – Ein Wettbewerb, zu dem sonst fast ausschliesslich etablierte Büros der internationalen Architekturszene zugelassen waren.

Chancen rechneten sich die jungen Architektinnen kaum aus, aber die Erfahrung wollten sie sich nicht entgehen lassen. Sie fragten das befreundete Büro Duplex Architekten für eine Zusammenarbeit an und legten gemeinsam ein Projekt vor. Dass sie dann doch gewannen, scheint sie ganz ohne Koketterie noch heute zu überraschen. «Wir wachsen mit der Aufgabe», meinen sie lakonisch auf die Frage, wie es denn ist, als junge Frauen neben gestandenen Architekturbüros diesen komplexen Planungsprozess zu leiten.

Teilzeitmodell

Für Futurafrosch bedeutete der Wettbewerbsgewinn den eigentlichen Startschuss. Es bedeutete aber auch, trotz grosser Arbeitsbelastung von Anfang an ein Teilzeitmodell zu finden. Denn die bisherigen Jobs liessen sich nicht sofort an den Nagel hängen, und Sabine hatte in der Zwischenzeit zwei kleine Kinder. Vier Angestellte verstärken heute das Zweiergespann. Dass so möglich ist, was in der Branche nach wie vor eine Seltenheit ist, macht ihnen Mut. Es sei schon streng, gibt Sabine zu, «aber es macht uns stolz, dass es geht». Und da ist es wieder, dieses Augenzwinkern.

Zum Abschied geben sie mir ein Stück Frühling mit: Blümchentattoos zum Aufkleben. Lustige Idee, denke ich, und verlasse das Büro mit einem Lächeln auf den Lippen.

DIE GENOSSENSCHAFTSPIONIERE HATTEN GROSSE VISIONEN

Sie bauten an einer besseren Welt

TEXT: DANIEL KRUCKER

Hilf dir selbst, sonst hilft dir keiner! Unter diesem Titel werden heute Bücher zum Glücklicherweise verkauft. Vor über 100 Jahren legte die Selbsthilfe den Grundstein zu den ersten Wohnbaugenossenschaften. Diese entstanden zwar aus der Not, doch ihre Gründer hatten Grosses vor. Ein Blick zurück.

Die Genosschafterinnen und Genosschafter der ersten Stunde waren mutige Pioniere. Die prekären Wohnverhältnisse trieben die Menschen vor mehr als hundert Jahren zur Selbsthilfe. Die Industrialisierung spülte viele Arbeiter in die Städte, wo sie mit ihren Familien unter unsäglichen Bedingungen hausten: zusammengepfercht auf engem Raum, in prekären hygienischen Verhältnissen, einem habgierigen Vermieter ausgeliefert. Guten, gesunden und bezahlbaren Wohnraum wollte die Gründergeneration schaffen – aber nicht nur das. Dora Staudinger, Zürcher Pionierin der Genossenschaftsbewegung in den 1920er Jahren, formulierte es so: «Die Genossenschaft baut nicht nur Wohnungen, sie baut mit an einer neuen, besseren Menschengemeinschaft.» Gemeinschaftlichkeit und Solidarität spielen auch heute noch bei vielen genossenschaftlichen Neugründungen eine zentrale Rolle.

Vision: die sechs S

Die Vision der Gründergeneration lässt sich mit den berühmten «sechs S» umschreiben: Selbsthilfe, Selbstbestimmung, Selbstverantwortung, Selbstverwaltung, Solidarität

und Spekulationsentzug. Nicht mehr von der Willkür des Vermieters abhängig sein, mitbestimmen können, aber auch an der Verantwortung mittragen: mit diesem grossen Ziel vor Augen schlossen sich die Menschen zusammen und schufen unter teils grossen finanziellen Risiken genossenschaftlichen Wohnraum. Diese Werte sind heute noch aktuell: Die Zeichnung von Anteilsscheinen war und ist ein wichtiges Identifikationsmerkmal für jedes Genossenschaftsmitglied.

Die ersten Wohnbaugenossenschaften entstanden in der Schweiz bereits zwischen 1860 und 1870. Noch vor der Jahrhundertwende mussten viele dieser frühen Genossenschaften wegen einer Wirtschaftskrise ihren Bestand jedoch wieder auflösen beziehungsweise verkaufen. Bis zum ersten Weltkrieg waren es dann vor allem die Eisenbahnergenossenschaften, die der Bewegung neuen Schub verliehen, denn die Bahnarbeiter waren dringend auf Wohnraum in der Nähe ihrer Arbeitsplätze angewiesen. Eine zweite Gründungswelle von Baugenossenschaften fand während und nach dem Zweiten Weltkrieg statt. Die Ent-



1930 erstellte die Gemeinnützige Baugenossenschaft Limmattal (GBL) in Zürich Albisrieden ihre erste Siedlung.

wicklung der Genossenschaftsbewegung war geprägt von Bauboom, Krise, Stagnation und – seit rund zehn Jahren – von neuem Aufschwung.

Ein Leben für die Genossenschaftsbewegung

Es gibt nicht mehr viele Persönlichkeiten, die die aufregenden Anfänge der Genossenschaftsbewegung miterlebt haben, die in den 1920er und 1930er Jahren in Genossenschaften gross geworden und ihr ganzes Leben in irgendeiner Form der Idee treu geblieben sind. *wohnenextra* hat einen von ihnen besucht: Ernst Müller. Der 89-Jährige wuchs im Friesenbergquartier in Zürich auf, in einer Siedlung der Familienheim-Genossenschaft Zürich (FGZ). Noch heute lebt er in einer Alterswohnung der FGZ. Auch sein abwechslungsreiches Berufsleben verbrachte er grösstenteils bei Baugenossenschaften: Er war Geschäftsführer der Gewobag, der Logis Suisse sowie der Allgemeinen Baugenossenschaft Zürich (ABZ). Zudem wirkte er 26 Jahre lang im Vorstand des SVW-Regionalverbandes Zürich mit, davon zwanzig Jahre als dessen Präsident. Auch im Vor-

stand des Dachverbandes engagierte er sich. Als Ehrenpräsident des Zürcher Regionalverbandes ist er bis heute mit der Genossenschaftsszene verbunden.



Die Genossenschaftspioniere waren mutige Visionäre. Im Bild der Vorstand der GBL im Jahr 1934.

Ernst Müller merkt man auch mit seinen fast neunzig Jahren an, dass er zu jenen Menschen gehört, die lieber Nägel mit Köpfen machen und wenig mit Schaumschlägerei anfangen können. Der zweifache Urgrossvater setzte sich jahrzehntelang für die Interessen der Baugenossenschaften ein und brachte vieles ins Rollen. So gehen die heutigen Geschäftsführer- und Präsidententreffen des Regionalverbandes Zürich auf seine Initiative zurück.

Persönliche Beziehungen schaffen einen Siedlungsgeist

Was für ihn die Genossenschaftsidee ausmacht? Das habe er sich oft selbst gefragt, meint er. Ernst Müller glaubt, dass es in erster Linie die Menschen sind, die eine Idee mit Inhalt füllen. Der genossenschaftliche Geist komme am besten dann zum Ausdruck, wenn es intakte nachbarschaftliche Beziehungen gebe und man wisse, dass man jederzeit beim Nachbarn anklopfen könne. Dass gerade grosse Genossenschaften den Zusammenhalt aktiv fördern und Dienstleistungen über den Wohnraum hinaus anbieten, davon profitiert er heute im Alter. Müller



Die Baugenossenschaften wollten auch den Arbeiterfamilien angemessenen Komfort bieten.

erzählt vom Altersbetreuungsdienst der FGZ, den er erst kürzlich in Anspruch nahm: Eine Begleitperson fuhr mit ihm für eine Zahnbehandlung ins Uniquartier.

Einen der Hauptpfeiler der Genossenschaftsidee sieht der gelernte Kaufmann aber auch «im Ausschalten des spekulativen Moments». Ein zentrales Element, das den Bewohnerinnen und Bewohnern hohe Sicher-

heit gebe. Die Basisdemokratie in den Genossenschaften sieht Ernst Müller hingegen heute mit gemischten Gefühlen. Das «Mitschnurre von allen über alles» ist seine Sache nicht. Er glaubt nämlich, dass Genossenschaften, die sich zu eigentlichen Unternehmen entwickelt hätten, ihrer Grösse entsprechend handlungsfähig sein müssen und ein wichtiger Entscheid auch mal schnell gefasst zu werden brauche. Aber nie dürften die Verantwortlichen vergessen, für wen sie – auch gemäss Statuten – Wohnraum zur Verfügung stellen: für jene Teile der Bevölkerung, die nicht den grossen Lohn nach Hause brächten. Dass sie den solidarischen Gedanken der damaligen Visionäre weiterhin pflegen, das ist sein Anliegen an die Baugenossenschaften.



Da war eine Bratwurst noch ein Festmahl und der Genossenschaftsgeist spürbar: 25-Jahr-Jubiläum der GBL (1954)

Zusammen ist besser

VON HANS SUTER*

Die Wohnung stand einige Wochen leer, bis eines Tages ein Möbelwagen vorfuhr. Gepolter im Treppenhaus. Dann klingelte es an meiner Wohnungstüre; draussen stand die längst assimilierte italienische Mama von gegenüber. Sie schaute entsetzt und kam ganz nah zu mir hin, deutete mit dem Kopf zum Möbelwagen und zischte: «Wissen Sie, wer einzieht? Kosovo!» Ich entschloss mich, die neuen Hausbewohner gleich von Anfang an über die schlechte Isolation dieses Hauses zu informieren. «Wir müssen tragen schwere Sachen in Treppe.» «Das ist nicht das Problem, ich wäre nur sehr froh, wenn Sie die Wohnungstüre ganz einfach schliessen und nicht zuschlagen würden.» «Kommt nicht mehr vor. Auch ich haben gerne Ruhe und Ordnung. Wo ich vorher wohnen, in andere Haus, war immer Lärm und viel Dreck. Sie mir sagen, wenn Kinder machen Lärm. Aber immer zuerst sprechen mit mir!»

«Sie nehmen!»

Eine Woche später klingelte es an meiner Wohnungstüre. Draussen stand der «Kosovo», einen Wäschekorb mit schmutziger Wäsche unterm Arm. «Entschuldigen, habe ich gesehen, dass Sie haben Waschetag, wollte ich Sie fragen, ob ich kann machen irgendwann eine Maschine, Frau arbeiten ganze Tag in Spital und muss waschen ich. Ich arbeiten in Nacht.» «Ja, selbstverständlich, waschen Sie nur, wenn Sie bis Mittag fertig sind, habe ich noch genügend Zeit für meine Wäsche.» «Vielen Dank, vielen Dank.» Eine halbe Stunde später klingelte es nochmals.

Vor der Türe stand wieder der Mann, diesmal mit einer Flasche Wein in der Hand, die er mir entgegenstreckte.

«Sie müssen mir doch keine Flasche Wein geben, nur weil Sie an meinem Washtag eine Maschine machen können.» «Sie nehmen, ich nicht trinke rote Wein, nicht wegen Religion, sondern weil ich lieber weisse. Ich arbeiten bei Zeitung, in Nacht, Auslieferung. Ich bekomme jeden Tag Zeitung gratis in Briefkast, ich nicht lesen. Wenn du wollen, kann nehmen.» «Ich habe diese Zeitung abonniert, schon seit zwanzig Jahren.» «Schade!» «Geben Sie sie doch den Italienern im Parterre, die haben mich schon oft um meine Zeitung gebeten.» «Vielleicht ich frage. Hast du Sonntags-Zeitung?» «Nein, aber ich hole sie manchmal sonntags früh am Automaten.» «Musst du nicht, kannst du nehmen meine, ich bekomme gratis, aber ich nicht lesen Sonntags-Zeitung. Du einfach nehmen aus Briefkast.» «Ja, vielen Dank, gerne.»

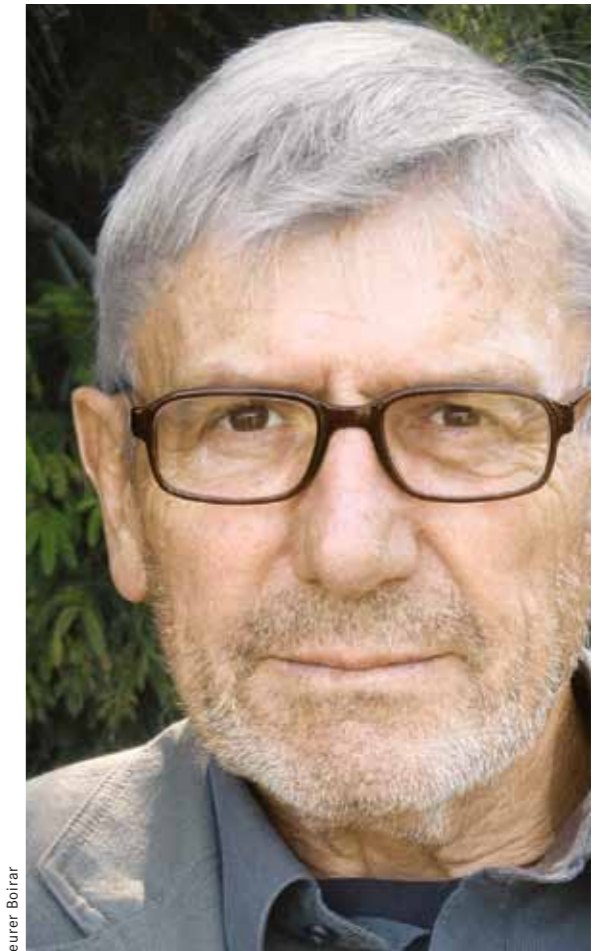


Foto: Monica Beurer Boifar

*Wie erleben bekannte Persönlichkeiten das Wohnen in einer Genossenschaft? In unserer Kolumne erzählen verschiedene Autoren und Autorinnen aus ihrem Wohnalltag. Der Satiriker und Kabarettist Hans Suter (www.satiren.ch) lebt in einer Siedlung der Allgemeinen Baugenossenschaft Zürich (ABZ) in Zürich Wollishofen. Und verarbeitet in seinen Satiren nicht selten Beobachtungen aus der Nachbarschaft.

«Hast du hören letzte Nacht? Diese Lärm, Frau schreien, dann Türen bum, bum, bum, schrecklich, ich gerade bin gekommen nach Hause. Meine Kinder nicht können schlafen, Türen schlagen unten. Frau schreien, immer streiten...» «Vielleicht waren das gar keine Hilfeschreie, sondern Schreie von, ja Sie wissen schon...» «Nein, nein, nicht diese Schrei, ich kennen Schreie von Liebe... Ich gerne Ordnung, auch Ruhe, aber manchmal ist so viel Lärm von unten. Ich muss schlafen am Tag, Nacht ich arbeit, immer Türen schlagen, lautes Musik, bum, bum, bum.» Ich sagte: «Mit diesen Leuten hab ich schon oft gesprochen, aber... ich kann es ja nochmals versuchen. Übrigens hab' ich ganz vergessen, von mir hängt noch Wäsche unten, im Trockenraum, die muss ich noch abnehmen.» «Und ich aufhängen.» Wir standen dann also beide im Trockenraum, ich nahm meine trockene ab. Er hängte seine nasse Wäsche auf. Dann meinte er: «Du mir geben deine Telefonnummer und ich dir gebe meine und wenn ist Lärm, wir telefonieren und gehen zusammen reklamier, dann vielleicht wird besser.»

FUNDSTÜCK



Kühne Kreationen

www.strangebuildings.com

Haben Sie schon einmal ein Haus in Form einer Schnecke, einer Teekanne, einer Lotusblüte oder eines geflochtenen Korbes gesehen? Ein Haus, das auf dem Kopf steht oder zu kippen droht, ein Gebäude, das um einen Felsblock herum gebaut ist oder einer goldenen Raumkapsel gleicht? Es gibt nichts, wirklich nichts, das es nicht gibt. Wer Lust hat auf visionäre oder auch einfach skurrile Architektur, der schaue auf www.strangebuildings.com hinein. Die Betreiber der Seite (wer dahintersteckt, lässt sich nicht eruieren) wollen die ungewöhnlichste Architektur aus der ganzen Welt zeigen. Bei den meisten Gebäuden geben sie den Architekten, das Baujahr, kurze Hintergrundinformationen und den Zweck an. Oft sind es Theater, Museen, Büro- oder öffentliche Gebäude, aber in erstaunlich vielen wird auch gewohnt. Die Häuser sind nach Kontinenten und Ländern klassiert und können von den Besuchern bewertet werden. Und siehe da, die Liste der «Top 50 strange buildings» führt ein Haus aus der Schweiz an: das Erdhaus von Architekt Peter Vetsch in Bergdietikon. Und mit dem «Vogelnest», dem Pekinger Nationalstadion von Jacques Herzog und Pierre de Meuron, kommen weitere Schweizer Architekten in die Kränze. Derzeit sind gegen hundert Häuser in der Galerie, eines bizarrer als das andere. Wer will, kann weitere ungewöhnliche Bauten vorschlagen. Viel Spass beim Staunen und Stöbern. Aber Achtung: Suchtgefahr!

RECHT

Darf ich meinen Wohntraum verwirklichen?

Die Wohnung gemäss den eigenen Vorstellungen verändern, in der Siedlung mitreden oder gar eine eigene Genossenschaft gründen? Es gibt viele Wege, seiner persönlichen Vision vom idealen Heim ein Stück näher zu kommen. Der SVW-Rechtsdienst weiss, wie's geht.

Viele Menschen sind mit ihrer Wohnung zufrieden, haben aber trotzdem «Visionen», was sie gerne verändern möchten. Wie weit dürfen Mieterinnen und Mieter gehen? Da sind die Möglichkeiten sehr beschränkt. Aus rechtlicher Sicht sind ohne Rücksprache mit der Verwaltung im Grunde nur Dekorationsveränderungen möglich.

Für welche Art von Ideenverwirklichung sollte man auf jeden Fall die Verwaltung fragen?

Wenn es um Eingriffe in die Bausubstanz geht oder man etwas Neues fest einbaut, wie zum Beispiel einen Bodenbelag. Dazu braucht es die schriftliche Zustimmung des Vermieters. Das empfehle ich allen Mieterinnen und Mietern dringend. Denn der Vermieter kann, wenn er von einem Eingriff erfährt und nicht einverstanden ist, den Rückbau noch während der Mietdauer verlangen. Die Kostenfolge trägt vollumfänglich der Mieter. Stimmt die Verwaltung einer Veränderung zu, wird in einer schriftlichen Vereinbarung festgelegt, wer was ausführt. Die Qualität muss insbesondere bei Eingriffen in die Haustechnik sichergestellt sein.

Genossenschaften leben stark vom Engagement ihrer Mitglieder. Welche Möglichkeiten zum Mitmachen haben Interessierte?

Ein erster Schritt ist sicherlich die Kontaktaufnahme mit der Geschäftsstelle oder dem Vorstand. Eine Möglichkeit ist zum Beispiel die Mitarbeit in der Siedlungskommission. In diesen und anderen Gremien steckt viel Potential, seine Ideen einzubringen. Es macht keinen Sinn, in Aktivismus zu verfallen oder auf eigene Faust Gruppen zu bilden. Man muss auch akzeptieren, dass man als Genossenschafter keine Einwirkungsmöglichkeiten auf Dinge hat, die man nicht selbst gemietet hat. Die Kompetenz für kleine Veränderungen in der Umgebung liegt heutzutage nämlich meist

beim Vorstand. Deshalb empfehle ich neugierigen und interessierten Leuten: Melden Sie sich bei der Verwaltung und besprechen Sie zusammen, wo und in welchem Rahmen eine Mitarbeit möglich ist. Gesucht sind engagierte Personen immer und überall!

Angenommen, Initiativgruppen planen, selber ein Haus zu kaufen oder zu bauen und wollen dafür eine neue Baugenossenschaft gründen. Was müssen sie aus rechtlicher Sicht beachten?

Die Gründung einer Genossenschaft ist relativ einfach: Es braucht sieben Personen und Statuten. Für Genossenschaftsgründungen stellt der Rechtsdienst des SVW übrigens zehn Arbeitsstunden kostenlos zur Verfügung. Wenn entsprechend Eigenleistungen erbracht werden, kann zusammen mit uns eine Genossenschaft durchaus in diesen zehn Stunden gegründet werden. Schwieriger ist der zweite Teil: die Suche nach bezahlbarem Land oder Haus. Tipps für die Gründung einer Genossenschaft gibt auch ein neuer Online-Ratgeber des SVW unter www.wohnbaugenossenschaft-gruenden.ch.



Dr. iur. Enrico Magro ist Berater beim Rechtsdienst des SVW

Der Weg zum schöner Wohnen

Der Frühling macht Mut, der Wohnung ein neues Kleid zu verpassen. Es muss ja nicht gerade der grosse Umbau sein. Auch mit kleinen Eingriffen und kleinem Budget lassen sich die eigenen vier Wände verschönern. Acht Vorschläge.

1: Farbe

Auf einem schönen Fussboden oder vor einem farbigen Hintergrund kommt alles besser zur Geltung. Wer ein bisschen geschickt und ausdauernd ist, kann einen neuen Teppich oder Bodenbelag auch selbst verlegen und die Wände in einer edlen Farbe streichen. Achtung: Vor solchen Arbeiten unbedingt die Verwaltung um Erlaubnis fragen (siehe linke Seite)!

2: Accessoires

Schon Kleinigkeiten können eine Wohnung enorm verschönern. Das können zum Beispiel Farbtupfer in Form von Bildern, Figuren, Kerzen,

neue Tischdecken oder Sofa-kissen sein.

3: Erinnerungen

Pflastern Sie die Wand mit schönen Erinnerungen. Suchen Sie zum Beispiel die besten Ferienfotos aus und lassen diese vergrössern. Und wieso nicht auch mit Kleinigkeiten Ferienstimmung in den Alltag bringen, mit Souvenirs, exotischen Gewürzen, Strandtüchern oder dem Badeschaum aus dem Wellnesshotel?

4: Licht

Warmes Licht, in der Wohnung verteilt, taucht die Räume in eine angenehme Atmosphäre. Oder probieren Sie doch ein-

mal farbige Glühbirnen, um eine spezielle Lichtstimmung zu schaffen. Tipp: Kleine diskrete Spots in Schränken oder unter Regalböden platzieren.

5: Pflanzen

Ein paar neue Pflanzen kosten nicht die Welt, haben aber durchaus grosse Wirkung, und tragen erst noch zu einem guten Raumklima bei. Faustregel: Ein bis zwei grössere Pflanzen wirken besser als zehn kleine.

6: Aufräumen

Oft gefällt einem die Wohnung nicht mehr, weil sie einfach etwas unordentlich ist. Aufgeräumt sieht alles gleich

viel besser aus. Und: So gibt es Platz für Neues.

7: Umstellen

Manchmal braucht es gar nichts Neues. Probieren Sie einmal, in einem Zimmer – zum Beispiel im Schlafzimmer oder im Wohnzimmer – die Möbel anders zu stellen.

8: Möbel aufmöbeln

Es müssen nicht immer neue und teure Möbel sein. Neu lackiert oder mit Folie beklebt, sieht ein bestehendes Stück oder ein alter Schrank gleich wieder wie neu aus.

Quelle: www.geniale-tipps.de

Ideen für jeden Raum

Lust auf mehr Atmosphäre, aber keine Ideen? Hier einige Tipps für jeden Raum.

Eingang

- Mit einem Spiegel, der vom Boden bis zur Decke reicht, können Sie eine enorme Grössenwirkung erzielen.
- Für eine gemütliche Atmosphäre streichen Sie die Decke in einem dunkleren Farbton als die Wände. Falls Sie eine Treppe haben, legen Sie einen Läufer darauf – das zieht den Blick nach oben.
- Schaffen Sie Ordnung – mit einem Mehrzweckregal, das sowohl Regalböden für Bücher, Dekorationsartikel, Schlüssel und Krimskrams als auch Haken für Mäntel und Taschen enthält.

Küche

- Ein Spritzschutz aus buntem Glas lässt sich auch in der Mietwohnung leicht auf die Fliesen montieren.

Schlafzimmer

- Organisieren Sie Ihre Schränke gut: Sorgen Sie dafür, dass diese gut zugänglich sind und bewahren Sie Lebensmittel in praktischen Glasbehältern auf.
- Stellen Sie Schnittblumen, Schalen mit frischen Früchten und farbenfrohe Dosen auf – das macht die Küche gleich freundlicher.

Wohnzimmer

- Stauraum ist oft ein Problem im Wohnzimmer. Machen Sie daher das Beste aus ungenutzten Nischen und investieren Sie vielleicht sogar in massgeschreinerte Regale. Das ist gar nicht so teuer.
- Kaufen Sie ein einzelnes Designerstück – zum Beispiel einen Stuhl oder eine Lampe – und machen Sie es zum Zentrum des Raumes.

Schlafzimmer

- Verwandeln Sie ein einfaches Bett mit einem riesigen gepolsterten Kopfbrett oder einer gemusterten Tapete am Kopfbett in einen dramatischen Blickfang.
- Wenn das Schlafzimmer gross genug ist, schaffen Sie eine separate Sitzgruppe mit einem kleinen Tisch und zwei Stühlen vor dem Fenster – dies wird der ideale Platz, um morgens Tee zu trinken oder zu frühstücken.
- Tipp für kleine Schlafzimmer: Bettzeug und Bettwäsche in Schubladen unter dem Bett verstauen. Auch Schränke mit Schiebetüren sparen Platz.

Badezimmer

- Für eine schnelle und kostengünstige Veränderung

tauschen Sie die Badarmaturen aus und kaufen einen neuen, glänzenden Duschkopf mit Massagefunktionen.

- Verwöhnen Sie sich mit flauschigen Badetüchern in der Farbe des Raumes und duftenden Seifen – das verleiht Ihrem Bad im Handumdrehen den Hauch eines Luxus-hotels.
- Sorgen Sie für genug Stauraum, zum Beispiel mit Mehrzweckmöbeln wie ein drehbares Regal mit Spiegel auf der einen und Regalbrettern auf der anderen Seite oder Unterbauschränken.

Quelle: Sandy Cadiz-Smith, Fachjournalistin für Innenarchitektur und Kulinarik.

